

Ralph MENNICKEN
Töpfereimuseum Raeren (B)

Hochprozentiges und Hexengebräu?

Zwei ungewöhnliche Gerätschaften aus Raerener Steinzeug

Zum Thema „Sonderformen und Sonderfunktionen in der Keramik“ hat auch das Raerener Steinzeug einiges zu bieten. Rund 90% der Gesamtproduktion vom 14. bis zum 19. Jahrhundert machen in Raeren die Trink-, Schank- und Vorratsgefäße aus, die in verschiedenartigster Ausformung und Größe vorkommen. Ab der Mitte des 16. Jahrhunderts ist das Raerener Steinzeug geprägt durch die enorme Variationsbreite an dekorativen Auflagen der Renaissance. Alleine in diesem Bereich gäbe es einige bemerkenswerte Objekte zu besprechen, doch entspräche dies nicht ganz dem Thema. Ähnliches gilt für das graublaue Raerener Steinzeug des 17. Jahrhunderts, das verblüffende Ähnlichkeit mit seinen Westerwälder Vorbildern hat und zu dem es einige rezente und überaus aufschlussreiche archäologische Funde gibt.

Doch auch im Funktionsbezug weisen die verbleibenden 10% der Objekte, die nicht in den Zusammenhang von „Trinken, Ausschänken und Aufbewahren“ fallen, eine große Variationsbreite auf. Zu nennen wären hier: Kinderspielzeug, Kirmesflöten, kleine Figürchen, Öllampen und Ölrüglein, Nachttöpfe, Wasserrohre, Geräte für die Milchwirtschaft, Apothekengefäße, Butterteller, Schalen und Auftrageplatten, Vexierkrüge, Drillings- und Ringbecher, Schreibzeuge, Würfelbecher und einiges mehr.

In diesem Beitrag möchte ich detailliert auf zwei Gerätschaften eingehen, die zumindest im Raerener Steinzeug einzigartig sind, aber auch im Gesamtzusammenhang des Rheinischen Steinzeugs keine mir bekannten Parallelen haben.

Bei der ersten Objektgruppe handelt es sich um einen archäologischen Fundkomplex der 1960er Jahre, der aber erst im Laufe der letzten sechs Jahre komplett rekonstruiert werden konnte. Der Fund stammt aus einem der zahlreichen weniger bekannten Weiler, die unter dem Begriff „Raeren“ zusammengefasst werden, dem heute zur Stadt Eupen gehörenden Ortsteil „Merols“¹. O.E. Mayer und M. Kohnemann fanden dort in den 1960er Jahren umfangreiche Überreste und Scherbengräben einer Töpferei, die seit dem 15. Jahrhundert aktiv gewesen sein muss und mit Sicherheit bis Mitte des 16. Jh. produziert hat. Leider muss-

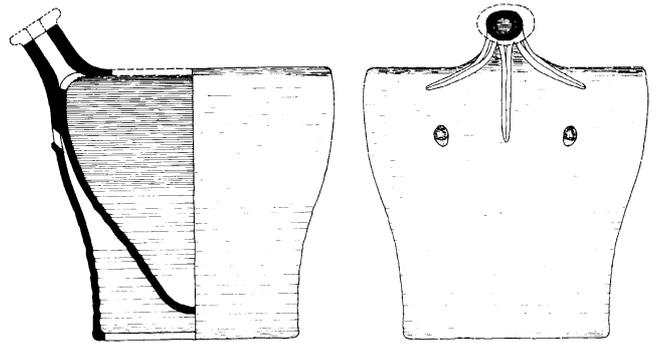


Abb. 1: Zeichnung des Doppelwandgefäßes von O.E. Mayer

ten die Grabungen unter enormem Zeitdruck erfolgen und wurden nur sehr unzulänglich dokumentiert – wie so oft in dieser Periode. Hinzu kommt die Problematik, dass die Stadt Eupen nach der belgischen Gemeindefusion im Jahre 1976 das betroffene Gebiet zu ihrem Territorium zählen durfte, woraufhin ein Kompetenzgerangel in Bezug auf weitere Grabungen an diesem Ort entstand. Eine zweite Grabungskampagne wurde schließlich von Amateuren des Eupener Stadtmuseum vorgenommen, unter Ausschluss der bisher Beteiligten. Es ging bei diesen Folgegrabungen ausschließlich darum, eine möglichst große Anzahl intakter Gefäße zu bergen - diese sind heute übrigens im Eupener Stadtmuseum ausgestellt. Eine Dokumentation der Grabungsbefunde gibt es nicht.

Rätselhaftes Doppelwandgefäß

Einer der wichtigsten und ungewöhnlichsten Funde der ersten Grabungen von Mayer und Kohnemann gab denn auch lange Zeit Rätsel auf. So schreibt Mayer dazu noch im Jahre 1976 recht lapidar: „Bemerkenswert ist ein Doppelwandgefäß, dessen innerer Behälter frei herabhängt.“² Dazu bildet er das Objekt ab – wie wir heute wissen, auf dem Kopf stehend (Abb. 1). Er muss sich in der Folgezeit dann doch näher mit diesem Unikat beschäftigt haben, denn seit den 1980er Jahren war es im Raerener Töpfereimuseum unter der Bezeichnung „Destilliergefäß?“ (Abb. 2) ausgestellt, gemeinsam mit anderen Objekten aus dem gleichen Fundkomplex: zwei unterschiedlich große Flaschen mit weit auskragendem Wulst unter dem Mündungsrand und zwei kleine Becher mit breitem Mündungsrand (Abb. 3-4). Diese wurden in der Gruppe als „Apothekengefäße“ bezeichnet. Das Doppelwandgefäß stand mittlerweile richtig herum gedreht, mit der Tülle nach unten gerichtet, auf einem Plexiglasständer.

In einer Dissertation von Gerhard Pfeiffer aus dem Jahr 1986 wird das Gerät bereits abgebildet und auch in seiner Funktion richtig zugeschrieben³. Da diese Publikation jedoch nur regional und in pharma-



Abb. 2: Mohrenkopf aus Raerener Steinzeug
(Töpfereimuseum Raeren, Inv. Nr. 5030)



Abb. 3: Zwei Flaschen mit breit auskragendem Wulst, Steinzeug
(Töpfereimuseum Raeren, Inv. Nr. 2030 und 2031)

zeitlichen Fachkreisen verbreitet und in Belgien nicht zugänglich war, machte für das Töpfereimuseum Raeren erst ein Besuch von Kollegen des Nationalen Genvermuseums in Hasselt (B) im Jahre 1998 die genauen Funktionszusammenhänge des Gesamtkomplexes deutlich. Tatsächlich handelt es sich um eine komplette Destilliervorrichtung, wie sie in Alchemistenlabors aber auch bei der Produktion von hochprozentigen Getränken zum Einsatz kam. Der Prozess des Destillierens oder auch Fixierens (das „Festmachen“ flüchtiger Körper) ist bereits in frühen griechischen alchemischen Texten beschrieben und teilweise mit Zeichnungen versehen⁴. Aus der Frühzeit der Alchemie, etwa ab dem 1. Jh. nach Christus, stammt der Alembik, auch Ambix, Kopf oder Helm genannt, der bis zum 18. Jahrhundert Verwendung fand⁵.

Der Alembik nahm das zu destillierende Gut auf und musste mit der Destillierblase verbunden werden. Diese wurde zunächst griech. bikos oder bukos bezeichnet, später lat. cucurbit (wegen der Ähnlichkeit mit einer Gurke), auch Urinal (Harnglas, weil er den von den Ärzten zur Harnuntersuchung verwendeten Gefäßen ähnelte) oder einfach Kolben genannt⁶. Die durch Erhitzung aufsteigenden Dämpfe des Destillationsgutes kondensierten (mehr oder weniger vollständig) im Alembik und gelangten durch einen seitlich

angebrachten Vorstoß in die Destilliervorlage⁷.

Von Anfang an war es notwendig, die Verbindungen zwischen den einzelnen Teilen eines Apparates (z.B. zwischen Kolben und Alembik) hermetisch zu verschließen. Zu diesem Zweck wurden verschiedene Leime (lat. lutum) entwickelt, mit denen die Fugen abgedichtet (verlutiert) wurden. Das einfachste Lutum bestand aus geschlagenem Lehm und frischem Pferdemist, gelegentlich mit gehacktem Stroh durchmischt. Es wurde aufgetragen und musste durchtrocknen, ehe man mit der Arbeit beginnen konnte. Mit einer ähnlichen Mischung überzog man die dem Feuer ausgesetzten Glaskolben, um so deren Springen zu verhindern. Die in früheren Zeiten verwendeten Glasgeräte waren sehr dickwandig und hielten, genau wie das Steinzeug, raschen Temperaturschwankungen nicht stand⁸.

Das größte Problem bei diesem Prozess war eigentlich die Kühlung des Alembik, die zunächst bei so genannten Rosenhut mit Luft erfolgte. Solche Geräte sind spätestens seit dem 14. Jahrhundert nachzuweisen, beispielsweise auf einer Freskomalerei um 1380 am Palazzo della Ragione in Padua (Abb. 5). Die Ausbeute an Destillat steigt jedoch, je besser der Destillierhelm gekühlt wird. So bildet spätestens ab dem 15. Jh. der so genannte Mohrenkopf eine Weiterentwicklung des



Abb. 4: Zwei Becher mit breit auskragendem Mündungsrand, Steinzeug (Töpfereimuseum Raeren. Inv. Nr. 5044 und 5045)

einfachen Alembiks⁹. Es handelt sich dabei um einen Destillierhelm, der von einem Wasserbecken umgeben ist und in den permanent kaltes Wasser nachgefüllt wird¹⁰, wie ein anonymer Kupferstich aus dem Jahre 1625 zeigt (Abb. 6).

Mohrenkopf aus Steinzeug

Um einen solchen Mohrenkopf handelt es sich bei Mayers „bemerksenswertem Doppelwandgefäß“. Stellt man es mit der Öffnung nach unten auf den Kolben, der wiederum langsam erhitzt wird, so steigen die warmen Dämpfe hoch und schlagen sich in Form von

Abb. 5 (unten): Sog. Rosenhut auf einer Freskomalerei um 1380 am Palazzo della Ragione in Padua

Abb. 6 (rechts): Sog. Mohrenkopf, ein wassergekühlter Alembik, anonymer Kupferstich aus dem Jahre 1625



Flüssigkeit an der Innenwand des Helms nieder. Von dort laufen sie durch die tüllenartige Öffnung in das darunter stehende Auffanggefäß ab. Das Kühlwasser wird von oben in den Alembik eingeschüttet und kühlt den eigentlichen Helm. Es läuft aus zwei seitlich der Tülle angebrachten Öffnungen ab. In den Ton modellierte Rinnen leiten es über den breit auskragenden Rand der Tülle und lassen es am Becher mit dem Destillat vorbei fließen. (Abb. 7) Dies ist auch der Grund für den extrem breiten Mündungsrand der Becher, die zu unserem Fundkomplex gehören.

Bleibt die Frage nach den Kolben, die notgedrungen zu dieser Destilliervorrichtung gehören müssen. Diese ist schnell beantwortet, setzt man den Mohrenkopf auf die kleinere der beiden Flaschen, die Teil des Fundkomplexes sind. Die Passform ist fast perfekt: Der untere Rand des Alembiks sitzt stabil auf dem breit auskragenden umlaufenden Vorsprung am Hals der Flasche auf und ein Abdichten dürfte kein großes Problem dargestellt haben. Fügt man nun noch den Becher unter der Abflusstülle des Alembiks hinzu, ist unsere Destilliervorrichtung aus Raerener Steinzeug komplett und funktionsfähig (Abb. 8).



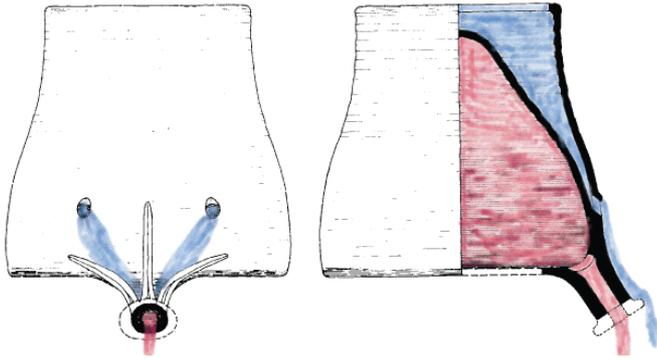


Abb. 7: Raerener Mohrenkopf in der richtigen Position, mit aufsteigenden heißen Dämpfen und ablaufendem Destillat, mit eingegossenem und ablaufendem Kühlwasser und in vollständiger Funktion

Sehr wahrscheinlich hat es ein zweites Alembik gegeben, das auf den wesentlich schmaleren Hals des zweiten Kolbens gepasst hat, doch leider sind davon keine Fragmente erhalten. Was mit diesen Gerätschaften destilliert wurde, liegt ebenfalls im Dunkel der Geschichte. Vermutlich dürfte es sich jedoch nicht um eine professionelle Apparatur für die Alchemistenwerkstatt gehandelt haben, dazu sind die Wärmeleiteigenschaften des Steinzeugs zu wenig ausgeprägt und die Ergebnisse sicher nicht fein genug. Viel eher handelt es sich wohl um eine häusliche Schnapsdestille. Korn, Wacholderbeeren, Früchte oder anderes wurden mit Wasser versetzt und einem Gärprozess unterzogen. Den so entstandenen Brei füllte man in die Kolben und erhitzte diese bis der Alkohol sich als Destillat im Becher wiederfand.

Darauf weisen auch eine Reihe von dunkelbraunen glänzenden Knoten auf dem Boden des kleineren Kolbens hin. Dies sind nach Aussagen der Kollegen aus dem Genevermuseum in Hasselt nicht etwa Verunreinigungen in der Salzglasur sondern sehr wahrscheinlich Rückstände des kandierten Fruchtzuckers, der vom Destilliergut übrig geblieben ist. Eine wissenschaftliche Untersuchung dieser Rückstände konnte jedoch bisher

nicht vorgenommen werden. Zeitlich ist die Raerener Destilliervorrichtung auf die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts einzuschätzen. Es handelt sich um das einzige bekannte derartige Objekt aus Rheinischem Steinzeug.



Abb. 8: Komplette Destilliervorrichtung aus Raerener Steinzeug

Seltsames Gefäß aus Amsterdam

Ebenfalls in das 16. Jahrhundert datiert wird ein weiteres, überaus interessantes Einzelstück aus der Sammlung des Rijksmuseums in Amsterdam (Inv. Nr. BK-NM-1448), das Otto von Falke erstmals publizierte (Abb. 9). Er ordnete es der Kölner Produktion zu und beschrieb es folgendermaßen: „Die geringe Geschicklichkeit in der Formbildung hielt die Cölner Krugbäcker der Gotik nicht ab, sich auch an schwierigere Aufgaben heranzumachen. Das Reichsmuseum in Amsterdam bewahrt ein graues, stellenweis gebräuntes Gefäß von gleicher Arbeit, wie die Kanne mit dem Marienbildchen in Cöln. Den Hals umzieht ein gotischer Zinnenkranz, die zwei unvollständigen Henkel waren als Drachen gestaltet und der mit weit abstehenden Schnuten versehene Körper wird von drei roh modellierten Figuren getragen.“¹¹

Von Falke ordnet das Gerät also noch ins 15. Jh. ein, gibt aber keinerlei Erklärungen zu einem eventuellen Gebrauchszweck. Auch zur Provenienz des Objektes ist wenig bekannt. Die Inventarkarte des Rijksmuseums trägt lediglich den Vermerk „uit het koninklijk kabinet van Zeldzaamheden“¹².

Ekkart Klinge publiziert das Objekt im Jahr 1996 erneut¹³ und stellt sowohl die Provenienz Köln wie auch die Datierung in Frage. Er nimmt Bezug auf formale Siegburger und Raerener Elemente und deutet die drei auffallenden Figuren an den Füßen des Objektes als einen Zusammenhang mit der Darstellung des wilden Mannes, die im 15. Jh. sehr populär war. Gleichzeitig verweist er auf die Strömung der „Dürer-Renaissance“, die um 1600 herum solche Elemente in Malerei und Kunstgewerbe wieder aufgriff. Ich persönlich tendiere aufgrund der technischen Ausführung und des Scherbens eher dazu, das Objekt der Raerener Töpferei und der ersten Hälfte des 16. Jh. zuzuweisen, doch ist dies objektiv nicht zu belegen.

Viel interessanter als Datierung und exakte Zuweisung an einen Produktionsort ist jedoch der Gebrauchszweck dieses Gerätes, der bis auf den heutigen Tag im Dunkeln liegt. Weder Von Falke noch Klinge äußern sich hierzu, letzterer verweist lediglich auf die siebartigen Einsätze in den beiden großen Ausgüssen, die ihn an die Herstellung von Kräutertränken erinnern. Weiteren Spekulationen frönt er nicht und tatsächlich wird wohl auch alles weitere zu diesem Thema eher spekulativ bleiben müssen.

Betrachten wir das Objekt zunächst einmal näher: Es handelt sich um ein gedrehtes Gefäß, das anschließend mit dem Messer beschnitten und mit primitiven Stempelverzierungen sowie eingeritzten Sternen versehen wurde (Abb. 11). Angearbeitet sind zwei große Ausgussöffnungen, die innen jeweils von einer eingesetzten, durchlöcherter Platte in der Art eines groben



Abb. 10 (oben): abgebrochener Hals mit Resten eines Zinnenkranzes;
Abb. 11 (Mitte): Stempelverzierungen auf beschnittenem Gefäßkörper;
Abb. 12 (unten): Drachen-/Echsenkörper auf den Henkeln



markanten Teilen des Objektes geprägt. So gaben etwa 30% der Einsendungen an, es handle sich um ein Gefäß zum Aufbrühen von Tee aller Arten. Meisten wurde Kräutertee genannt, wie auch Klinge es vermutet, häufig in Verbindung mit heilender Wirkung. Mehrere Antworten gingen deutlicher darauf ein und vermuteten, dass in dem Gefäß Kräutertees zum Lindern von Hals-Nasen-Ohren-Krankheiten gebraut wurden. Zu dieser Interpretation verleitete einmal die Gestik der drei Figuren auf den Füßen, zum zweiten aber auch deren expressiver Gesichtsausdruck, der als Reaktion auf die schlecht schmeckenden Kräuter interpretiert wurde. Als weiterer medizinischer Verwendungszweck wurde ein Gefäß zum Inhalieren genannt.

Die sicherlich symbolischen Gesten der drei Gestalten verlockten mehrere weitere Einsender zu der Vermu-

Abb. 9: Gefäß aus dem Rijksmuseum Amsterdam (Inv. Nr. BK-NM-1448)

Siebes abgedeckt sind. Die beiden runden Henkel, vergleichbar denen von Aquamaniles, sind jeweils mit einem aufmodellierten Drachen- oder Echsenkörper verziert (Abb. 12). Die drei lang auslaufenden Füße tragen als Dekoration jeweils eine menschliche Gestalt mit ausdrucksvollem, erschrockenem Minenspiel. Eine der Figuren verdeckt die Augen mit den Händen, die zweite hält sich den Mund zu, die dritte die Ohren (Abb. 13-15). Am oberen Teil des Gefäßes sind Reste eines Zinnenkranzes zu sehen, dazwischen ragt der Rest eines gedrehten und mit modelliertem Zierband versehenen Halses auf (Abb. 10). Der obere Teil des Gefäßes ist leider nicht erhalten und sind weder die originale Höhe noch die Ausformung des Oberteils oder gar weitere Dekorationselemente erhalten geblieben.

Welcher Gebrauchszweck?

1998 stellten wir dieses Objekt im Rahmen einer Sonderausstellung aus den Beständen des Rijksmuseums Amsterdam im Raerener Töpfereimuseum aus. In der Hoffnung, einen kleinen Hinweis auf seinen Gebrauchszweck zu erhalten, starteten wir unter den Besuchern der Ausstellung eine Umfrage unter dem Titel: „Wozu könnte dieses Gerät gedient haben?“ Um es vorweg zu nehmen: einen Aufschluss hat diese Umfrage natürlich nicht gebracht, dennoch waren die eingegangenen Antworten nicht uninteressant und die Umfrage veranlasste immerhin 140 Besucher, sich intensiv mit dem Objekt auseinander zu setzen. Natürlich waren die Ergebnisse vor allem von den



Abb. 13-15: Männergestalten auf den Füßen

tung, dass es sich um ein Gefäß zur Herstellung eines Hexen- oder Zaubertrunkes handeln könnte, ohne diesen aber näher zu beschreiben. Mehrfach wurde vermutet, dass es sich bei dem Gebräu aus dem Gefäß um einen Liebestrunk, also ein aphrodisierendes Getränk handeln könnte, wobei wiederum die Gestensymbolik eine Rolle spielt. Diese Symbolik des „Nichts sehen – nicht hören – nichts sagen“ ließ einen weiteren Besucher an gewisse Freimaurerlogen denken, bei denen gerade diese Symbole eine wichtige, auch ikonographische Bedeutung hatten, was ihn wiederum dazu veranlasste, das Objekt als ein Gefäß für rituelle Handlungen der Freimaurer zu bezeichnen.

Weitere rund 30% der Antworten deuteten die Gesten der „Wilden Männer“ sehr zeitgenössisch auf die Auswirkungen übermäßigen Alkoholgenusses, nämlich Übelkeit, Schwindel und Kopfschmerz, womit die Überzeugung einherging, es habe sich um ein Braugefäß für Alkoholika gehandelt. Auch Auslegungen als Filter (für Wasser, Fette, Saucen, Milch) könnte man eventuell noch gelten lassen, genau so wie die Erklärung als Aquamanile mit Rosenwasser, wobei die Rosenblätter durch die Siebe zurückgehalten wurden. Weniger sinnvoll und erklärbar erschienen die Interpretationen als Wasserpfeife, Ölkanne, Öllampe, Blumenvase, Gießkanne, Fruchtpresse, Kerzenhalter, Räuchergefäß oder gar Bettwärmer.

Abtreibungsgefäß?

Wenn auch diese Umfrage keine konkreten Hinweise auf den ursprünglichen Gebrauchszweck erbrachte, so gab es zumindest einen überaus interessanten Hin-

weis, der eine nähere Betrachtung lohnt. Dieser kam von einem Allgemeinmediziner, der ohne Zögern erklärte, es handle sich um ein medizinisches Gerät, mit dessen Hilfe Abtreibungen vorgenommen wurden – eine Einschätzung, die übrigens von zwei Gynäkologen als Möglichkeit bestätigt wurde. Die Ärzte erklärten die Funktionsweise so, dass durch den nicht mehr vorhandenen oberen Aufsatz von außen giftige Dämpfe dem weiblichen Uterus zugeführt wurden, die starke Kontraktionen und damit ein Abstoßen der Leibesfrucht bewirkten. Durch die beiden Schnäbel wiederum habe man halluzinogene Dämpfe aufsteigen lassen, die eine leicht betäubende Wirkung auf die Patientin hatten. Diese Methode sei bereits bei Paracelsus beschrieben – gab der Allgemeinmediziner an. Nähere Recherchen zur Geschichte der Abtreibung lassen den Schluss zu, dass diese Interpretation zumindest im Bereich des Möglichen liegt. Die drei Gestalten an den Gefäßfüßen symbolisieren hier überaus deutlich die Heimlichkeit des Tuns und diese war notwendig: In der Antike und auch bei den Germanen war Abtreibung durchaus üblich und unter gewissen Umständen auch gesellschaftlich geduldet.

Dies änderte sich erst langsam im Laufe des Mittelalters und durch den wachsenden Einfluss der Kirche, auch auf das tägliche Leben der Bevölkerung, wird Abtreibung langsam immer mehr zum Delikt. Dies gipfelt in der *Constitutio Criminalis Carolina*, der „Peinlichen Gerichtsordnung“ Kaiser Karls V aus dem Jahr 1532. Artikel 133 befasst sich mit der Bestrafung von Abtreibungsdelikten und bringt diese somit als Straftatbestand ins weltliche Recht ein, während die Delikte Abtreibung und Kindesmord im Mittelalter fast ausschließlich in Händen der geistlichen Gerichtsbar-

keit lagen¹⁴.

Trotzdem scheint der unerlaubte Handel mit Abtreibungsmitteln geblüht zu haben und viele „Rezepte“ wurden vor allem im Zuge der Renaissance und der Wiederentdeckung bzw. Übersetzung antiker Schriftsteller wie Dioskurides und Galen in Umlauf gebracht. Hebammen, Kräuterfrauen, Heilkundige und Quacksalber machten sich dieses Wissen zu Nutzen und sahen sich nicht zuletzt wegen unerlaubter Abtreibung häufig der Hexenverfolgung ausgesetzt. Jedenfalls gehen die Fachleute einhellig davon aus, dass in der frühen Neuzeit eine Vielzahl von Abtreibungsmethoden bekannt waren, darunter einige recht obskure und mystische, wie beispielsweise das Tragen eines Gürtels aus Schlangenederhaut¹⁵. Dies basiert auf einem uralten Analogiezauber und geht auf die Schriften von Plinius zurück, wobei die der Schlange innewohnende Kraft das unerwünschte Kind aus dem Leib vertreiben sollte. Dies als Bezug zu den Drachen-/ Echengestalten auf den Henkeln des Amsterdamer Gefäßes zu werten, wäre wohl allzu verwegen, doch spielt der Drache allgemein als symbolisches Tier eine wichtige Rolle¹⁶.

Die meisten der verlässlicheren frühneuzeitlichen Abtreibungsmethoden basieren jedoch auf Kräuterzäpfchen oder Kräutertränken mit abortiver Wirkung. Alleine der Prediger und Arzt Otto Brunfels (1489-1534) erwähnt in seinem um 1530 in lateinischer Sprache erschienenem Kräuterbuch nicht weniger als 32 Abortivpflanzen mit einem breiten Spektrum an Anwendungsformen, die meist der Arzneimittellehre des Dioskurides¹⁷ entnommen sind. Der protestantische Predigerarzt Hieronymus Bock (1498- 1554) beschreibt in seinem „Kreuter Buch“, das erstmals 1539 in deutscher Sprache erschien und bis 1595 fünfzehn Auflagen erlebte, 28 Pflanzen mit fruchtabtreibenden Eigenschaften¹⁸.

Auf sie alle hier näher einzugehen, würde zu weit führen, zumal die meisten dieser Pflanzen und Kräuter zu Tränken verarbeitet und oral verabreicht wurden und daher für den angedeuteten Verwendungszweck unse-

res Gefäßes nur bedingt in Frage kommen. Die beiden wichtigsten und wirksamsten dieser Pflanzen jedoch sollen nicht unerwähnt bleiben. Da ist zunächst der Diptam (*origanum dictamnus*) (Abb. 16), der heute noch bei Lungen-, Magen und Uteruserkrankungen und auch als Wundheilmittel eingesetzt wird. In Rom galt er als bewährtes Abtreibemittel. Plinius hielt die abortive Wirkung des Diptam für so stark, dass man ihn nicht einmal auf das Bett einer Schwangeren legen durfte, weil dadurch der Abort sofort eingeleitet würde.

Auch Dioskurides beschreibt in seinem Werk „de materia medica“ sehr anschaulich die Wirkung des Diptam als abortiv¹⁹. Dass sich Kräuterfrauen, Hebammen und „Hexen“ dieses Mittels mit Vorliebe bedienten, liegt auf der Hand²⁰. Otto Brunfels gibt an, dass die Pflanze auch für abortive Räucherungen geeignet sei: Dazu wird das getrocknete Kraut angezündet und der entstehende Rauch über ein Rohr in die Geschlechtsteile geleitet²¹. Brunfels empfiehlt als gynäkologisches Allheilmittel ebenfalls den Beifuß (*Artemisia vulgaris*), auch Mutterkraut genannt zur Herstellung abortiver Sitzbäder und Tränke sowie die Verarbeitung zu Vaginalzäpfchen unter Zusatz von Myrrhe²². Allerdings werden dieser Pflanze im allgemeinen eher Zauber- als Heilkräfte zugeschrieben²³. Eines der wichtigsten Abtreibemittel jedoch war der Sadebaum (*Juniperus sabina*) oder Sevenbaum (Abb. 17). Volkstümlich wird er auch „Kindermord“, „Mägdebaum“ oder „Jungfernpalme“ genannt²⁴. Dieser dem Wacholder verwandte immergrüne Strauch mit nadelartigen Blättern wird bis zu 1 Meter hoch. Die Pflanze hat einen unangenehmen Geruch und ist ursprünglich in den Alpen und Pyrenäen zuhause, wurde aber schon seit der Antike auch bei uns kultiviert. Das sehr giftige ätherische Öl der Zweigspitzen wirkt schon in geringen Dosen für den Menschen tödlich. Von der stark abortiven Wirkung wird bereits um 300 v. Chr. berichtet. Dioskurides empfiehlt den Sadebaum gegen Geschwüre und Hautflecken, verschweigt aber auch nicht: „Ziehen die Geburt herauf, zum frauen-Zäpflein gemacht und von unten beygebracht, oder den Dampf davon empfahen.“²⁵ Hier wird also in aller Deutlichkeit auch eine Art Sitzbad über den giftigen Dämpfen empfohlen, so wie für das Amsterdamer Gefäß vermutet. Dass diese Methode auch tatsächlich angewandt wurde, belegt eine Gerichtsakte aus Freiburg: Magdalena Thiergartherin, die 1522 ein Kind „mit etlichen krüttern und baden uß ihm lib vertriben“ erhält eine Geldstrafe von 20 Pfund Pfennig²⁶.

Jedenfalls wirken die ätherischen Öle des Sadebaums sowohl bei innerlicher wie auch bei äußerlicher Anwendung stark toxisch. Eine Abkochung von 50 bis 70 Gramm Sadebaumspitzen führt zu einem starken Blutandrang im Beckenbereich und zu einer Entzündung

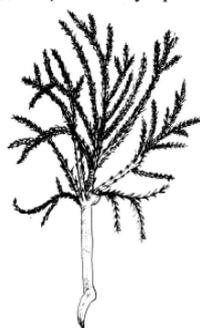
Abb. 16 (links): Diptam (*Origanum dictamnus*);

Abb. 17 (rechts): Sadebaum oder Sevenbaum (*Juniperus sabina*)

Diptam *origanum dictamnus*



Sadebaum, Sevenbaum *Juniperus sabina*



der Harnwege. Es treten reflektorische Kontraktionen auf, so dass es zum Abort kommen kann²⁷. Dass die Anwendung des Sadebaums noch gegen Ende des 18. Jh. von Bedeutung war, beschreibt ein Göttinger Professor: „Wenn ich in Schwaben aufs Land reiste und an einem Dorfgarten vorüberkam, in welchem ich einen Sevenbaum oder –busch sah, so wusste ich aus vielen Fällen, wo meine Vermutung eingetroffen war, schon, dass der Garten dem Barbier oder der Hebammen des Dorfes gehörte. In welcher guten Absicht mag wohl der Sevenbaum so sorgfältig gepflanzt werden? Betrachtet man die Bäume und Stauden, so sind sie gewöhnlich ihrer Krone beraubt und verkrüppelt, weil sie so oft gerupft, auch mitunter bestohlen werden.“²⁸ Ob die Bemühungen der Hebammen mit diesem Mittel jedoch erfolgreich waren, ist fraglich. Immerhin berichtet der Pharmakologe Louis Lewin 1922 von 32 in der Literatur beschriebenen Fällen, die er untersuchte und wobei er feststellt, dass 13 Frauen starben und in 11 Fällen ein Abort nicht eintrat²⁹.

Wie wichtig und weit verbreitet die Abtreibung mit Hilfe des Sadebaums war, belegen auch die Ausführungen des überzeugten Lutheraners Hieronymus Bock, wo er gegen die katholischen Weihmessen polemisiert: Er berichtet, die „alten Hexen und Huren“ sammelten nach der Weihe am Palmsonntag die jungen Triebe, die ans Kreuz geworfen wurden, „geben für die selbige schüßling seien gut für hawen und stechen/ für zauberei/ böß gespenst/ unnd treiben damit vil abentheuer/ lassens von neuem weihen/ und Messen darüber lesen. Zu letzt so verführen sie die jungen Huren/ geben ihnen Sevenpalmen gepulvert/ oder darüber zu trincken/ dardurch vil Kinder verderbt werden.“ Der Autor fordert, diese Praktiken durch einen scharfen Inquisitor einzudämmen, was ihn allerdings nicht hindert, Sadebaum-Abkochungen anschließend zur Austreibung von Totgeburten zu empfehlen³⁰.

Jedenfalls wird aus dieser Textpassage nicht nur die Verbindung solcher Kräutertränke zur Prostitution deutlich, sondern auch zu Hexen und deren angeblichem Treiben – wie wir heute wissen, in der Regel brave heilkundige Frauen und Hebammen, die vielfach darum bemüht waren, jungen Mädchen oder verheirateten Frauen die Schande ihres Fehltrittes und die gesellschaftliche Ächtung zu ersparen.

Ob das Amsterdamer Gefäß damit in Verbindung zu bringen ist, kann wohl nicht eindeutig belegt werden, doch schien mir dieser Erklärungsansatz zumindest so interessant, dass er nicht gleich wieder ad acta gelegt werden sollte.

Anmerkungen

- 1 Dieser ist bereits in den ersten Raerener Innungsstatuten aus dem Jahre 1619 ausdrücklich erwähnt („...de gemeene potbackers van den Raederen, Neudorp, Titvelt ende Merols...“).
- 2 Mayer, O.E.: Fünfundzwanzig Jahre Grabungen im Raerener Land, in: Aachener Beiträge für Baugeschichte und Heimatkunst, Band 4: Steinzeug aus dem Aachener und Raerener Raum, überarbeitete und ergänzte Auflage von Raerener Steinzeug 1967, Aachen, 1977, S. 190
- 3 Pfeiffer, 1986, S. 169, 457, 459
- 4 Priesner, C. – Figala, K.: Alchemie – Lexikon einer hermetischen Wissenschaft, München, 1998, S. 211
- 5 ebenda
- 6 ebenda
- 7 ebenda
- 8 ebenda, S. 212
- 9 ebenda, S. 213
- 10 Krätz, O.: Faszination Chemie, 7000 Jahre Kulturgeschichte der Stoffe und Prozesse, München, 1990, S. 176, Abb. 205
- 11 Von Falke, Otto: Das rheinische Steinzeug, Köln, 1908, Bd. II, S. 92-93, Abb. 32-33
- 12 Inventar des Rijksmuseums Amsterdam
- 13 Klinge, E.: Duits steengoed – German stoneware, Zwolle, 1996, S. 82-83
- 14 Jütte, R.: Geschichte der Abtreibung – von der Antike bis zur Gegenwart, München, 1993, S. 69ff.
- 15 ebenda, S. 80
- 16 Krätz, 1990 – S. 17, Abb. 6 und S. 34, Abb. 21
- 17 Jütte 1993 – S. 76
- 18 ebenda, S. 77
- 19 Cap. 34 (37). Diptam. *Origanum dictamnus* (Labiatae) - Aechter Diptam *Marrubium pseudodictamnus* (Labiatae) - Pseudodictam *Marrubium acetabulosum* (Labiatae) - Mastixdictam. Der Diktamnus, welchen Einige wilden Polei nennen [Andere Embaktron, Beluakos, Artemidion, den kretischen, Ephemeron, Eldia, Belotokos, Dorkidion, Eibunion, die Römer *Ustilago rustica*] ist eine Pflanze Kretas, sehr scharf, dem Polei ähnlich, hat aber grössere und wollige Blätter und einen eigenen wolligen Auswuchs, trägt aber weder Blüthe noch Frucht. Er hat aber in Allem dieselbe Wirkung wie der gebaute Polei, nur viel kräftiger; denn nicht allein getrunken, sondern auch im Zäpfchen und in der Räucherung wirft er den todten Fötus heraus. Man sagt, dass die Ziegen auf Kreta, wenn sie von einem Pfeile getroffen sind und dieses Kraut fressen, das Geschoss herauswerfen. – Aus: <http://www.tiscalinet.ch/materiamedica/Volltext/Buch1.htm>
- 20 Haerkötter, G. und M.: Hexenfurz und Teufelsdreck – Liebes-, Heil und Giftkräuter: Hexereien, Rezepte und Geschichten, Frankfurt/Main, 1986, S. 124
- 21 Jütte 1993 – S. 77
- 22 ebenda
- 23 Haerkötter 1986, S. 147ff.
- 24 Jütte 1993, S. 81
- 25 Haerkötter 1986, S. 118. Eine zeitgenössische Übersetzung ins Deutsche lautet folgendermaßen: Cap. 104. Sadebaum. *Juniperus sabina* (Araucariaceae) - Sadebaum oder Sevenbaum. Den Sadebaum nennen Einige Barathron

[Andere Baryton oder Baron, die Römer Herba Sabina]. Es gibt zwei Arten davon; die eine ist nämlich in den Blättern ähnlich der Cypresse, nur dorniger, stark duftend, scharf und brennend, der Baum ist aber kurzgedrungen und mehr in die Breite sich ausdehnend; Einige wenden die Blätter zum Räuchern an. Die andere ist in den Blättern der Tawariske ähnlich. Die Blätter beider hemmen um sich fressende Geschwüre und lindern im Umschlag Entzündungen, reinigen, mit Honig aufgeschmiert, von schwarzen Massen und Schmutz und reißen ringsum die Karbunkeln auf. Mit Wein getrunken führen sie auch das Blut durch den Urin ab und treiben den Fötus aus; in Zäpfchen und in der Räucherung wirken sie dasselbe. Sie werden auch den erwärmenden Salbölen zugemischt, besonders dem Mostöl. – Aus: <http://www.tiscalinet.ch/materiamedica/Volltext/Buch1.htm>

26 Jütte 1993 – S. 86
 27 Jütte 1993 – S. 81
 28 Jütte 1993 – S. 81
 29 Lewin, L.: Phantastica, Nachdruck der Ausgabe von 1927, Linden, 1980
 30 Jütte 1993 – S. 78

Literatur:

Haerkötter, G. und M.: Hexenfurz und Teufelsdreck – Liebes-, Heil und Giftkräuter: Hexereien, Rezepte und Geschichten, Frankfurt/Main, 1986, S. 124

Jütte, R.: Geschichte der Abtreibung – von der Antike bis zur Gegenwart, München, 1993, S. 69ff.

Klinge, E.: Duits steengoed – German stoneware, Zwolle, 1996, S. 82-83

Krätz, O.: Faszination Chemie, 7000 Jahre Kulturgeschichte der Stoffe und Prozesse, München, 1990, S. 176, Abb. 205

Lewin, L.: Phantastica, Nachdruck der Ausgabe von 1927, Linden, 1980

Lewin, L.: Die Fruchtabtreibung durch Gifte, Berlin 1922, S. 328

Mayer, O.E.: Fünfundzwanzig Jahre Grabungen im Raerener Land, in: Aachener Beiträge für Baugeschichte und Heimatkunst, Band 4: Steinzeug aus dem Aachener und Raerener Raum, überarbeitete und ergänzte Auflage von Raerener Steinzeug 1967, Aachen, 1977, S. 190

Mennicken, R.: Rarität, in: Raerener Museumskurier, Jahrgang 3, Nr. 6, Raeren 1998

Mennicken, R.: Des Rätsels Lösung ..., in: Raerener Museumskurier, Jahrgang 4, N. 7, Raeren, 1999

Pfeiffer, Gerhard: Technologische Entwicklung von Destilliergeräten vom Spätmittelalter bis zur Neuzeit, Regensburg, 1986

Priesner, C. – Figala, K.: Alchemie – Lexikon einer hermetischen Wissenschaft, München, 1998, S. 211

Von Falke, Otto: Das rheinische Steinzeug, Köln, 1908, Bd. II, S. 92-93, Abb. 32-33

Abbildungsnachweis:

- 1 Mayer 1977
- 2 Töpfereimuseum Raeren, Bildarchiv
- 3 Töpfereimuseum Raeren, Bildarchiv
- 4 Töpfereimuseum Raeren, Bildarchiv
- 5 Krätz 1990, S. 155, Abb. 171
- 6 Krätz 1990, S. 176, Abb. 205
- 7 Töpfereimuseum Raeren, Bildarchiv
- 8 Töpfereimuseum Raeren, Bildarchiv
- 9 Klinge 1996, S. 83
- 10 Klinge 1996, S. 83 (Ausschnitt)
- 11 Klinge 1996, S. 83 (Ausschnitt)
- 12 Klinge 1996, S. 83 (Ausschnitt)
- 13 Töpfereimuseum Raeren, Bildarchiv
- 14 Töpfereimuseum Raeren, Bildarchiv
- 15 Töpfereimuseum Raeren, Bildarchiv
- 16 Haerkötter 1986, S. 124
- 17 Haerkötter 1986, S. 118